

Sanela Tadic

Salz und Tränen

Erzählung

(01/2010)

Geschmacksverstärker. An dieses Wort muss er jetzt denken und lässt den Salzstreuer auf den Tisch knallen, nach dem er soeben hastig gegriffen hat. Aus Gewohnheit. Warum eigentlich? Warum hat er dauernd solche verworrenen Gedanken und warum macht ihn alles derart wütend? Alles, an das er sich gewöhnt hat. Sein wütender Blick kreuzt den gleichgültigen Blick seiner Frau, die ihm gegenüber sitzt. Einen Augenblick lang sehen sie sich an, um zu zeigen, dass sie sich nicht ansehen wollen. Beide schweigen und lassen ihre Gesichter sprechen. Aus Gewohnheit. Dann starren sie auf ihre beladenen Teller, die sie zwingen, etwas gemeinsam zu tun. Vergeblichkeit demonstrierend sitzen sie da wie Schauspieler, denen das Drehbuch fehlt, aber nicht das Talent, um so zu tun als ob und um so zu tun, als drückten sie sich ohne Worte bereits klar genug aus. Geschmacksverstärker. Den braucht er jetzt, denkt er, und greift erneut zum Salz, das unerlässlich und im Übermaß aus seiner verkrampften Hand ausgeschüttet wird, als wäre es sein Innerstes, mit dem er das Essen bestreut und es nun zu sich nehmen muss.

„Warum bist Du so spät gekommen?“ fragt sie trocken, die Gabel tief ins Fleisch hineinstechend.

„Warum bin ich überhaupt gekommen“, schießt es ihm in den Kopf. Stattdessen sagt er bemüht liebevoll:

„Schatz, es tut mir leid. Die Manuskripte stapeln sich im Lektorat und im Herbst müssen die Bücher auf den Markt.“ Seine Frau zieht eine verständliche Miene, die im Missverhältnis zu ihrer Haltung steht. Früher hatte er Manuskripte abends mit nach Hause genommen.

Das versalzene Fleisch, das er fast unzerkaut hinunterschluckt, fühlt sich schwer und unverdaulich an. Sein Magen ist satt von der Leere dieses Zimmers, von den Gewissheiten, die ihn an jedem seiner Tage verfolgen. Hunger. Appetit. Das fühlt er auf etwas, das ihm einmal schmeckte und das es nicht mehr gibt. Er isst schnell, denn je länger er kaut, umso voller wirkt der Teller und umso unvergänglicher dieses Ritual des Zusammenlebens. In einem Leben, das so voller aufgezwungener Rituale zu sein scheint, die bedeuten sollen: Wir sind zusammen. Auch sie sind es – Geschmacksverstärker.

Es ist spät. Beide erheben sich vom Tisch. Höflich, doch mit sparsamen Gesten und Worten. Wie stille Gäste, die sich unbehaglich, weil nicht willkommen fühlen. Zwei Fremde im eigenen Haus, erkennt er für sich. Niemand kann Dir so fremd sein, wie jemand, der Dir einmal nahe stand, der Dich zutiefst enttäuscht und zur Lieblosigkeit ernüchtert hat. Mit seiner Liebe zu ihr, die einst in ihm erstarb, verlor er auch jene Liebe zu sich selbst, die ihm die Kraft gegeben hätte, sie zu verlassen. Sie aufzugeben. Die Illusion von ihr und ihm aufzugeben. Was hat diese tote Liebe jetzt aus ihnen gemacht? Zwei Menschen, die lediglich noch Zeugen ihrer beider Existenz sind. Einer Existenz, die nur noch aus lauter Dingen besteht, die sie miteinander teilen. Dinge, die gefällig, käuflich, zweckdienlich, eben geschmacksverstärkend sind. Keine Gedanken und keine Empfindungen mehr, die sich großzügig und unverfälscht in den Leerräumen ihres Zusammenseins regen können.

Er geht ins Bad, wo er sich auszieht, ohne sich anzusehen. Sein Gesicht fühlt sich plötzlich entspannter an. Bevor er sich unter die Dusche stellt, hält er inne und prüft, ob er auch wirklich hinter sich abgeschlossen hat. Wissend, dass es albern ist, fühlt er dennoch, dass es ihm irgendwann zur Notwendigkeit geworden ist. Vor Jahren noch sah er in Türen dieses Hauses keinen Nutzen. Heute erlauben sie ihm, das zu tun, was er nur hinter verschlossenen Türen oder an verlassenem Orten tun kann. Er dreht den Wasserstrahl über ihm auf und weint. Automatisch. Lautlos. Ganz so, als wäre immer dann die Zeit für Tränen. Für etwas, dessen Menschen sich schämen.

Das Wasser, das auf ihn niederprasselt, ist heiß. Heißer, als gut für seine Haut wäre. Er tut es, weil er glaubt zu frieren. Immer wenn er unter der Dusche weint, fällt ihm auf, wie sich eine Pfütze unter seinen Füßen bildet und hinterher in den Abfluss gleitet, als wäre sie nie da gewesen. Mit ihr fließen auch seine Tränen weg. Er konzentriert sich auf Banales, um dem Gefühl für das Wesentliche zu entgehen. Wasser, überlegt er angestrengt, jeden weinerlichen Laut von sich zurückhaltend. Wasser ist wie wir. Es fließt endlos um uns herum. Wie wir. Wir sind dauernd nass voneinander, durstig nacheinander. Wir trinken einander aus oder schütten uns weg. Und nicht selten lösen wir uns füreinander auf oder ertrinken ineinander.

Aufgelöst hat er sich für seine Frau oder vielmehr für die Wunschvorstellung, die er von ihr hatte und sich allen Gegebenheiten zum Trotz an sie klammerte. Wie an einen Traum, den man weiter träumen will, nachdem man bereits aufgewacht ist. Ertrunken ist er in einer anderen, mit der er nicht zu träumen brauchte und die nicht mehr seine Frau werden kann. Die ‚andere‘. Sein Geheimnis, von dem niemand weiß und niemand je wissen wird. Ein Geheimnis, das wie alle Geheimnisse, fortan ein Leben eigenmächtig lenkt, ob es offenbart wird oder nicht.

Beim letzten Gedanken reibt er sich energisch die quellenden Augen. Stolz und Wut. Wut auf sich selbst. Ein bewährtes Mittel gegen das Weinen. Gegen Schwäche. Gegen Preisgabe. Wie auf ein Signal dreht er den Wasserhahn wieder zu und steigt durch den heißen Dampf zu den angelaufenen Spiegeln, vor die er sich hinstellt.

„Lässt Du mich kurz rein? Ich will ins Bett und muss mich noch abschminken!“ hört er seine Frau hinter der Tür rufen. Er lächelt gequält, während sich seine Gestalt immer deutlicher im Spiegel abzeichnet. Dass er geweint hat, können nur seine rot geränderten Augen verraten. Dass er sich quält und wie sehr er sich quält, will er auf keinen Fall verraten.

„Masken...“ flüstert er bitter und ruft laut zurück: „Ein paar Minuten noch. Bin gleich soweit.“ Sein Herz zerspringt in tausend Stücke und er muss so tun, als wäre nichts. Tag für Tag muss er unter Menschen gehen und wieder so tun, als ob. Immer so tun, als wäre er gern in der Wirklichkeit, sicher im Leben stehend, das er für normal halten soll. Er schlüpft in seine Jogginghose, zieht sich ein langarmiges Shirt über und taucht sein Gesicht in kaltes Wasser.

„Hey, hör’ mal! Du leidest vielleicht unter einer Depression. Geh’ mal zum Arzt, der verschreibt Dir was!“ Das war alles, was sein Freund ihm sagte, als er versucht hatte, endlich jemandem zu erzählen, was ihm passiert ist. Er war froh, es nicht getan zu haben. Die Antwort darauf wäre dieselbe gewesen.

„Ach, das war nichts. Es geht mir wieder gut.“ sagte er am nächsten Tag zu seinem Freund, der ihn dann in eine Striptease-Bar einlud, wo sie sich ausschließlich amüsieren sollten.

„Du musst das Leben genießen, mein Freund!“ schrie er ihm ins Ohr, während er mit durchdringenden Blicken die nackten Körper fixierte, ohne genaue Gesichtszüge wahrzunehmen. Tanzende, gut gebaute Frauen, die sich zur richtigen Zeit ausziehen, dessen Frauen

sich im Alltag oft schämen oder für das sie zu abgestumpft sind. Das ist also der Zauber, dachte er, teilnahmslos am Tresen sitzend. Freizügig und zum Greifen nahe zu sein, doch unberührbar. Geschmacksverstärker. Etwas, das er mit ihr, der anderen, nicht brauchte und das Leben genießen konnte.

Ungeduldiges Klopfen donnert ihm jetzt von der Badezimmertür entgegen. Nein, das ist keine Depression, erwidert eine Stimme in seinem Kopf. Das ist das Leben, wie es ist. Das ist die Realität, die unwirklich geworden ist.

Nach einem kurzen, prüfenden Blick in den nun glasklaren Spiegel atmet er tief ein, hofft, dass er überarbeitet aussieht und geht hinaus. Als wäre nichts.

Seit Jahren kann er neben ihr im Bett nicht einschlafen, bevor er sich bestimmten Erinnerungen nicht hingibt. Immer und immer wieder lässt er sich von seinem Gedächtnis denselben inneren Film abspielen. Zuerst sieht er sie, seine Frau, in einer Zeit, in der ihm bewusst geworden war, dass er sich in sie verliebt hatte und dass er damit begann, in Monaten und Jahren, nicht mehr in Tagen und Wochen zu denken. Alles, woran er besondere Freude hatte, erschien ihm nicht mehr wichtig. Wichtig war nur noch, woran sie Freude hatte und welche Rolle er dabei spielen könnte. Die Farben in dieser Erinnerung sind hell und leuchtend, das Wetter immer ideal, auch wenn es stürmt und regnet.

Irgendwann verschwimmen diese Regenbogenfarben, die seine Rückschau zieren. Sie verdunkeln sich und machen es ihm in der Brust etwas enger. Beklommen und reuevoll sieht er dann auf ihr häusliches, dann intimes Leben, das in schnellen Bildern vorüberzieht. Schnell, um nicht lange hinsehen zu müssen. Wie sie miteinander sprachen und lebten, so schliefen sie auch miteinander. Das erkennt er heute, auf der anderen Seite des Bettes liegend. Im unüberbrückbaren Abstand zu ihrem Körper, zu ihren Gedanken und Gefühlen, die ihn mit den seinen allein lassen. Wenn sie Kinder gewollt hätte, würde er sich gezwungen fühlen, die ganze Schwere in seinem Innern wahrscheinlich seinem Kind zuzumuten. Bis es eines Tages nicht mehr wüsste, welche Gedanken und Gefühle die seinen und welche die seines Vaters sind. Daran muss er jedes Mal denken, wenn sie sagt:

„Was willst Du eigentlich? Wir sind ein normales Paar, das ganz normale Probleme hat.“

Normal. Normal ist das, was man hinnimmt, um seine Gedanken zu entlasten.

In unmittelbarer Nähe zu ihr, doch einsam, schaut er zurück auf ihre gemeinsamen Jahre des Zusammenlebens, des Einanderliebens. Auf die gefügigen Umständlichkeiten seinerseits, auf die falsche Scham (oder den emotionalen Geiz) ihrerseits und die mangelnde Hingabe, die daraus resultierte. Ihr Wesen ist zurückhaltender, ja vielleicht erhabener als seins, nahm er damals an. Dennoch blieb sie bei ihm und er bei ihr. Ein Umstand, den er Liebe nennen wollte und für den er sich anpassen, auf sie eingehen sollte. Aus dem Geben und Nehmen, das sich zwischen Liebenden wechselseitig einstellt, wird so Sehnsucht und Überdruß, Verzicht und Verzehr, Leere und Fülle. Gegensätze ohne Anziehungskraft. Getrennte Schicksale, die sich vergeblich in einem gemeinsamen Leben erfüllen wollen. Gemeinsam haben sie die Erinnerungen, doch unterschiedlich ist die Art und Weise, wie sie sich erinnern. Da er sie liebte, gab er für sie die Liebe auf, wie er sie verstand. Da sie ihn nicht liebte, lebte sie gut damit. Und sie tut es noch immer. Warum? Warum er und warum sie? Beide fühlen warum, aber wissen wollen sie es nicht.

Nur Liebe und Hass können Widersprüche dieser Art hervorrufen. Wenn man liebt, sieht man mehr als sonst und weniger als sonst. Das innere Auge zoomt alle Vorzüge des geliebten Gegenübers überdimensional heran. Alles, was einem bei anderen missfallen würde, minimiert dieser Liebeszoom ins kaum Ersichtliche.

Wenn man nicht mehr lieben soll, versucht man es umgekehrt. Man versucht den Hass. Gelingt er, erkennt man die Grenzen seiner Liebe, um sie zu bedauern. Gelingt er nicht, erkennt man die Grenzen seiner Urteilskraft, um sie zu verleugnen.

Denn wir wollen lieben. Unbedingt lieben wollen wir, da wir dann mehr sehen können und weniger sehen müssen.

Erschöpft von den eigenen Erkenntnissen, Zweifeln und Befürchtungen fällt er in den Schlaf. Er träumt einen seiner häufigen Alpträume, der sich auf eine bestimmte Erinnerung aus der Wirklichkeit bezieht, die er abends vor dem Einschlafen nicht zulässt. Es ist immer derselbe Ablauf im Traum:

Seine Frau und er fahren nachts mit ihrem neuen Auto eine unbeleuchtete Straße entlang, die durch einen dichten Wald führt. Sie sitzt widerwillig am Steuer und klagt über den

Nebel, der die freie Sicht erschwert. Er sitzt mit Magenschmerzen daneben und ist benommen von zu viel Alkohol, den er auf einer Party zuvor getrunken hat. Sie streiten sich über die Geschwindigkeit, mit der sie das Auto lenkt, das er auf ihren Wunsch hin gekauft hat. Er bekommt Magenkrämpfe. Anstelle rechts ranzufahren, greift sie auf den Rücksitz, tastet nach ihrer Handtasche und kann sie nicht fassen. Für einen Moment wendet sie den Blick von der Straße ab, um ihre Tasche zu finden.

„Was machst Du denn da? Schau auf die Straße!“ ruft er entsetzt.

„Schau Du lieber, dass Du nicht auf den neuen Sitz kotzt!“ gibt sie zurück, die Tasche ihm grob auf die Knie werfend.

„Da drin müssen irgendwo Deine Tabletten sein.“ Er blickt ins Innere der Tasche und sieht lauter Essensreste im Traum, die ihn anwidern. In Wirklichkeit waren es Dinge, die man für gewöhnlich in Damen-Handtaschen vorfindet, aber keine Tabletten.

„Fahr rechts ran! Ich muss an die Luft!“ Grob wirft auch er die Tasche wieder auf den Rücksitz. Wutschnaubend schwenkt sie ruckartig das Lenkrad, als könne – als wolle sie ihn so hinaus schmeißen.

„Halt! Pass auf!“ schreit er.

„Was? Was ist?“ schreit auch sie. Das Auto bleibt abrupt stehen.

„Du hast mich angefahren!“ ruft er und kann es selbst nicht glauben.

„Wie das denn?“ wundert sie sich. Er hält sich am Kopf. Hinter seiner Hand rinnt Blut.

„Wo? Ich sehe nichts!“ faucht sie verständnislos.

„Siehst Du nicht, dass ich blute?“ Sie sieht auf die Wunde und schüttelt den Kopf.

„Du hörst jetzt mit diesem Unsinn auf oder Du steigst hier aus!“ Ihr kalter, drohender Blick trifft ihn ins Herz und bricht jenen Damm, den er zwischen ihr und seinen Gefühlen errichtet hat. Ihm kommen die Tränen, ohne dass er es bemerkt.

„Heulst Du jetzt etwa?“ fragt sie mit einem Gesicht, das Mitgefühl andeutet, aber lächelt.

Blutend und weinend will er die Beifahrertür öffnen, doch sie geht nicht auf. Er gerät in Panik. In tiefste Scham. Die Dunkelheit, die Kälte, der Nebel. Das alles ist ihm egal. Realer und stärker fühlt er in sich die Demütigung, die Trauer und die rohe Gleichgültigkeit in ihr.

„So lass mich gehen, verdammt!“ stößt er hervor, auf die Autotür einhämmernd, doch sie beschwörend. Plötzlich reißt jemand von außen die Tür auf. Sie ist es.

„Hier, bitte! Nun geh' doch! Na los!“ Erstarrt bleibt er sitzen und sucht in ihrem Gesicht nach einem Zeichen, nach einer Deutung, die etwas anderes besagt, als ihre schlagenden Worte es tun. Er findet nichts anderes. Trotzdem zögert er auszusteigen. Er fürchtet, dass seine Beine ihn nicht tragen werden. In seinem rechten Knie spürt er eine dicke Schwellung. Zum ersten Mal fühlt er eine Angst, die ihn um sein Überleben bangen lässt. Kann er es allein hier draußen schaffen? In dunkler, kalter Nacht, umzingelt vom Nebel und den Gefahren, die er durch ihn nicht sehen kann? Er weiß: Er muss sich jetzt bewegen, er muss es schaffen – um seinetwillen – denn er ist allein. Ohne sein besonderes Zutun, entreißt sich sein Körper eigenständig aus dem Sitz ins Freie. Dort atmet er bedürftig die kalte Luft ein und sackt zusammen. Unter sich spürt er frostiges Gras, das an der Wärme seines Körpers auftaut. Seine Beine werden immer steifer, während ihre Beine auf lauten Absätzen zurück in sein Auto steigen und auf Kupplung und Gas drücken. Sie fährt davon und er wacht endlich auf. Im Bett. Neben ihr. Außer sich. Dann erleichtert, denn es war ja nur ein Traum.

Ein Albtraum ist zwar dieser Traum. Wirklichkeit aber ist seine Erinnerung an diese Nacht, in der sie am Steuer saß und er mit Magenkrämpfen daneben. Nicht ihn hatte sie damals angefahren.

„Halt! Pass auf!“ schrie er.

„Was? Was ist?“ schrie auch sie. Das Auto blieb abrupt stehen.

„Du hast jemanden angefahren!“ rief er und wollte es selbst nicht glauben.

„Wo? Ich sehe nichts!“ fauchte sie verständnislos, als hätte sie den dumpfen Knall nicht gehört, nicht gesehen, was er gesehen hatte. Er stieg zuerst aus dem Auto und fand ein winselndes, schwer atmendes Tier vor. Sie kam dazu.

„Was ist das?“ fragte sie mehr verärgert, als schockiert.

„Ein... ein Hund, denke ich.“ Er beugte sich über das verletzte Tier, ohne zu wissen, ob er es anfassen durfte oder sollte.

„Am Auto sieht man nichts.“ bemerkte sie über die Stoßstange gebeugt.

„Was?“ sprach er fast leise und hilflos aus. Hilflos beim Anblick des Tieres, beim Anblick seiner Frau.

Einen erdrückenden Augenblick lang starrten sie einander in die Augen. In ihren sah er jetzt den Schrecken, in seinen sah sie den Schock.

„Komm, lass den Unsinn! Das ist ein streunender Hund und kein Kind! Mir ist kalt! Ich bin müde! Und ich will jetzt nach Hause!“ Ihre Augen verengten sich zu einer Strenge, die so bestimmend wirkte, wie die eines unberechenbaren Menschen, der zu allem imstande wäre, um sein Ziel zu erreichen.

„Und wenn es ein Kind wäre?“ fragte er vorsichtig und strich dem Tier mit ruhiger Hand übers Fell.

„Mach doch jetzt kein Drama um dieses Vieh!“ schrie sie ihn an.

„Wir nehmen ihn jetzt mit!“ bestimmte er für sich und erhob den Hund, um ihn auf den Rücksitz zu legen.

„Spinnst Du jetzt total? Was für eine Sauerei das nachher gibt! Leg ihn dort ins Gras und steig wieder ein!“ Überdeutlich und durch die Zähne hindurch sprach sie jede Silbe des letzten Satzes aus.

„Wer ist Dir wichtiger? Dieses Vieh oder ich?“ fragte sie fordernd, mit bitterem Ernst.

Den Hund auf seinen Armen haltend, stand er ratlos vor ihr. Für einen Moment fühlte er sich dem Tier sonderbar verbunden, als wären sie eins. Ohne seine Entscheidung abzuwarten, stieg sie fluchend wieder ins Auto und ließ den Motor laufen. Sie musste nicht lange warten, ehe er den Hund ins Gras absetzte und bei ihr einstieg. Als sie losfuhren, blickte er in den Rückspiegel. Ein Blick in die Realität, wie sie nun mal ist und wie sie nicht sein sollte. Ein Blick in seine Realität und darauf, wie er ist und nicht sein sollte. Ein unbequemer Blick war das, weil er zeigte, was wahr ist. Er zeigte ihm, wie er sich von diesem verletzten Tier entfernte und wie sehr er sich von sich selbst entfernte.

Menschen wie er, die Tag und Nacht, wach und träumend, mit Reue auf ihr Leben zurückblicken, denken zumeist nur an ein Wort. Vielleicht denken sie es nicht einmal. Das Wort wird zur Wehmut, die sie fühlen lässt, dass sie früher hätten ‚stärker‘ sein sollen. Nicht besser, nicht schöner, nicht klüger. Stärker. Viel stärker, als sie es waren und viel stärker, als sie es gerade jetzt sind, wenn sie an die Zeit zurückdenken, die unwiederbringlich vergangen ist. Stark. Ein gutes Wort. Ein erhebendes Wort. Aber eben nur ein Wort. Als Lektor hat er täg-

lich mit Worten zutun. In allen Manuskripten geht es um Wahres und Verlogenes, um Echtes und Vorgetäushtes. Es wird viel vom Tun und Lassen der Menschen geschrieben. Nur fällt uns das Tun und Lassen im Leben sehr schwer. In einem der Manuskripte, die vom Verlag abgelehnt wurden, stand geschrieben: *„Die wenigsten Menschen kann man mit Worten verändern. Menschen müssen fühlen, dass etwas nicht stimmt. Sie müssen direkt betroffen sein. Worte allein machen sie nicht fühlen oder nachdenklich. Nicht solange sie keinen Schaden davontragen, der sie aufhorchen lässt. Starke Worte treffen Menschen, wenn sie schwach sind.“* Natürlich kam dieses Buch nicht ins Verlagsprogramm. Wer will das schon lesen?

Am nächsten Morgen, nach einem Abend und einer Nacht, die sich im Wenigen von anderen Abenden und Nächten unterscheiden, geht er ins Verlagshaus, in sein Büro, an seinen Schreibtisch und tut dasselbe wie jeden Morgen. Automatisch. Heimlich. Wie wenn man Tränen vergießen muss, das Essen übersalzt oder den Wein häufig nachschenkt. Dinge, die man braucht – zu seinem Übel braucht – was keinem anderen auffällt. Erstaunlich, was sich unter Menschen alles verbergen lässt, was sie beieinander alles nicht sehen oder einander nicht zeigen dürfen.

Er startet seinen Computer und richtet vor allem anderen seine Aufmerksamkeit auf die E-Mails. Auf eine ganz bestimmte E-Mail, die ein Jahr alt ist. Die Liste der Nachrichten vom selben Absender ist lang, aber diese, die allerletzte E-Mail liest er jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend aufs Neue. Er tut nach wie vor seine Arbeit. Wie gewohnt. Aber er arbeitet doppelt. Er lebt in der Gegenwart und in der Vergangenheit. Vollends. Nicht nur manchmal. Er ist sich bewußt, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis sich die Tränen irgendwo anders als im Gesicht für jeden sichtbar machen werden.

Diese eine E-Mail bildet den Ausgangspunkt eines Teufelskreises, der sich auf Kopf und Herz gleichermaßen auf ihn und sein Leben auswirkt. Es sind kurze Zeilen einer Frau. Einer Autorin.

„Bin überarbeitet. Das liest sich auch in meinem Roman. Er ist nicht mehr stimmig. Die Worte gehören woanders hin. Wie ich. Ich sollte eine Pause einlegen. Sollte. Das klingt schon nach unmöglich, nicht wahr? Du weißt, was ich meine... Wir sehen uns morgen Abend – ich freue mich auf Dich!“

Es sind letzte Zeilen, die er von ihr bekommen hatte. Am nächsten Tag, bevor sie sich treffen sollten, bekam er einen internen Anruf.

„Furchtbar tragisch das Ganze! Plötzlicher Hirnschlag. Im Badezimmer. Der Haartrockner lief zwei Stunden. Die Nachbarin oder der Hauswart... jedenfalls war sie tot, als man sie fand. Und sie war doch so talentiert!“

Tragisch. Hirnschlag. Talentiert. Worte, die nichts sagen. Er musste unwillkürlich an den Hund denken, den bestimmt – hoffentlich jemand irgendwann fand. Unter seiner Haut passierte in diesen ewigen Augenblicken viel mehr, als es unsere Münder und Glieder je ausdrücken könnten oder wollten. Viel mehr, als ein Roman zu erzählen vermag. Viel mehr als bloß stark waren seine Gefühle. Sein Herz ließ von da an nach allen Seiten los und hielt sich einzig noch an ihrem Gesicht fest. An der Glut ihrer Augen, der Wärme und Lust, die er an ihren Lippen spürte. An jede Stelle ihrer Haut, die er berührt hatte und von der er berührt wurde. Er vernahm nur noch jeden Klang ihrer Stimme, den sie ihn hören ließ oder den er in ihr erzeugte. Das Herz klammerte sich bewusst an alle diese Empfindungen, die mit Tod, Schmerz und Trauer nichts zu tun haben. Empfindungen, die zu diesem Zeitpunkt gar nicht dorthin gehörten. Aber sie waren und sind all das, was sie beide auch dann verband, wenn sie miteinander sprachen. Ganz gleich, in welcher Stimmung sie waren und was sie äußerten. Sie waren zusammen. Nie wollten sie das Gegenteil davon sein. Weder bei Tisch noch im Bett brauchten sie diese Geschmacksverstärker. Sie beide allein waren das Salz.

Das sind die erlösenden Stunden seiner Tage und Nächte, in denen er in den schönen Erinnerungen mit ihr Halt findet. Im Büro. In Gesellschaft. Zuhause. Wann immer er wenig sagt oder schweigt. Etwas, was anderen Menschen meist spät auffällt. In den Gedanken an sie ist das Ende der Albtraum. Ihr Tod. In den Gedanken an seine Frau erscheint der Beginn ihres Zusammenseins wie eine Erlösung und verwandelt sich mit den Jahren zu einer dauerhaften Gefangenschaft, die Albträume nährt. Eine Gefangenschaft, an die man sich mittlerweile gewöhnt hat, ja in die man sich sogar errettet. Fesseln können mitunter ein wohliges Gefühl von Sicherheit vermitteln. Der Gefangene verdrängt, dass er sich aus eigener Kraft nicht rühren kann und immer an derselben Stelle verharrend, eingehen, verdursten und verhungern kann.

Auf sie, die andere, wurde er durch eins ihrer Manuskripte aufmerksam. Ihr Buch ‚Schuld & Liebe‘ erregte nach seinem Erscheinen großes Aufsehen. Man stieß sich am Genre, dem es zugeteilt wurde. Belletristik. Ein Entwicklungsroman, das menschliche Dramen und Wollust miteinander in ungewöhnlich detaillierter Erzählform verknüpfte. *„Zu erotisch, um ein Drama zu sein.“* hieß es in manchen Rezensionen. So empfand auch er, als Lektor, dachte dann aber als Verkäufer und gab dem Buch seinen Segen. *„Pornografie, die sich mit bedeutender Literatur messen will.“* stichelten einige Kritiker nach der Veröffentlichung und begünstigten damit die Zahl der Auflagen umso mehr. Die Leser liebten den Roman auf Anhieb und machten ihn zum Bestseller. Sie kamen mit der Autorin überein, dass in ihrer Geschichte Erotik und Dramaturgie nicht auseinanderzuhalten sind, auch wenn sie im modernen, latent dramatischen Alltag unvereinbar scheinen. Rein erotische Geschichten haben dort ihren festen Platz. Wie unverrückbare Steine, die irgendwann im Weg stehen, bisweilen unzumutbar oder gar gefährlich anmuten und doch immer wieder Beachtung finden. Zumeist als Ritual, an dem ein Jeder in seiner Unlust zuerst Geschmack finden muss.

Das Manuskript lag damals viele Abende bei ihm zuhause. Absichtlich oder unabsichtlich. Er kann es nicht mehr sagen. Seine Frau verschlang die Seiten eines Abends, um sie am Ende auf den Tisch zu knallen mit den Worten: *„Einfach nur schamlos!“*.

Damals war er dieser schamlosen Frau noch nicht begegnet. Mehr als die stark erotische Würze in ihrem Roman beeindruckte ihn die greifbare Sprache. Eine Sprache der Seele, wie sie vorwiegend nur noch in alten Klassikern zu finden ist und kaum von der menschlichen Rasse gesprochen wird. Das Erotische unter dem Seelischen (oder ist es umgekehrt?) hielt er für einen cleveren Schachzug einer skrupellosen Schriftstellerin, die sich einen Namen machen will. Bei ihrer ersten Verabredung, die der Buchbesprechung dienen sollte, hatte er dennoch nach einer, aus der Ferne auffallenden Sexbombe Ausschau gehalten. Innerlich erschrak er, wie sehr er selbst in seinem Denken von Klischees bestimmt wurde. Er, der über die Widersprüchlichkeiten des Lebens Bescheid wissen sollte. Seine Frau sollte recht behalten. Sie war schamlos – nicht aber skrupellos.

Ähnlich wie ihr Buch, würde man auch sie als Person, als Frau, woanders einreihen wollen, sie in einem anderen Genre sehen. Das war sein erster Gedanke, schon nach wenigen Minuten des Wortwechsels. Auf den ersten Blick könnte man sie sogar dort sehen, wo seine Frau im Leben steht. Wo sie mit ihm steht. Nach einem zweiten und dritten Blick erst sah er mehr. Er sah ihre Fähigkeit, sich preiszugeben. Wenn sie liebt. Zwischenmenschlich und erotisch. Sie war eine Frau, die mit ganzer Seele anstelle von Worthüllen sprechen wollte, die ein gedachtes, gefühltes Leben wollte und keine mit Dingen ausgeschmückte Existenz. Keine Frau, die für erotische Geschichten das Licht ausschaltete, die sich unter überflüssiger Kleidung oder unter der abschirmenden Bettdecke versteckte. Sie wollte alles von dem Menschen sehen, der sie berührte und den sie berührte. Bis unter die Haut, bis tief in die Seele hinein wollte sie sehen. Und sich sehen lassen. Einem gewöhnlichen Alltagsmenschen, der sich an seinen festen Platz, an seine Ketten klammert, kann das zunächst Furcht einflößen. Einem Menschen wie ihm, der endlich Zwanglosigkeit und Freiheit wittert, kann es, wenn er mutig ist, die Ketten sprengen. Auf jeder Ebene der Zwischenmenschlichkeit. Und so kam es schließlich. Im Dramaturgischen wie im Erotischen. Keine zwanghaften Rituale mehr, die Lust förderten, sondern eine Lust, die ihre Rituale förderte. Zwei Menschen, die sich in ihrem Tun und Lassen jederzeit das Gefühl gaben, alles mit Leib und Seele zu wollen, was gerade geschieht.

Zu spät. Viel zu spät hat er seine Entscheidung getroffen, sich zu lange dem Zögern hingegen, als er nicht hätte zögern sollen. Ihr früher Tod und der angefahrene Hund bleiben zwei Schlüsselerlebnisse für seine Irrwege. Er hatte Skrupel, für immer bei dieser anderen zu bleiben. Keine Skrupel hatte er, den Hund dort liegen zu lassen und bei seiner Frau einzusteigen, die er mit Worten (oder ohne Worte) schon verlassen hatte. Jedenfalls keine Skrupel, die ihn entscheidend beeinflusst hätten, die ihn sich selber hätten bleiben lassen. Jeden Tag verbringt er nun seit ihrem Tod mit dem gesteigerten Bewusstsein darüber, was er tragisch verloren hat – dieses Leben mit Leib und Seele – und darüber, was er unbedingt verlieren sollte – das Leben gegen seinen Leib und gegen seine Seele.

Bei der Beerdigung blieb er lange an ihrem Grab stehen, lange nachdem ihre Angehörigen gegangen waren.

„Sind Sie ein Verwandter?“ fragte ihn ein unbeteiligter Mann, an dessen Namen oder Beruf er sich nicht mehr erinnert. Vermutlich war er von der Presse.

„Nein. Ein... ein naher Bekannter.“ log er, wissend, welches schwache Wort er benutzte. Verwandter? Auch ein schwaches Wort. Was sollte das schon bedeuten? Dass er so etwas wie Familie für sie war? Und sie für ihn? Auch das entschied er für sich viel zu spät.

„Familie. Das ist eine starke Verbindung zwischen Seelen – nicht Verwandten...“ schrieb sie in ihrem letzten Buch. *„Blutsverwandtschaft ist Zufall. Die tiefe Bedeutung des Wortes Familie ist damit nicht immer gegeben. Seelische Verwandtschaft setzt bedingungslose Zuwendung voraus, für die Umstände ihrer Zusammenführung nicht von Belang sind. Jeder ist mit uns verwandt, den wir lieben und von dem wir geliebt werden. Am verwandtesten ist uns der, den wir lieben, weil wir nicht mehr anders können.“*

In der Zwischenzeit ist es wieder später Abend geworden und seine Frau wird ihn fragen warum. Er schaltet den Computer aus und schaut um sich auf die gelesenen Manuskripte. An die Worte und Sätze, die er redigiert hat, erinnert er sich, nicht aber an die Geschichten. Auch heute weiß er wieder nur noch, woran er alles gedacht hat und wie viele neue Einzelheiten er seinen Erinnerungen hinzugefügt hat. Einzelheiten, die außer ihm niemand kennt. Verabredungen und E-Mails zwischen ihr und ihm, dramatische und erotische Geschichten, die niemand im Verlag mitbekommen hat. Eine *Schuld* und eine *Liebe*, die vielleicht auch er erst im Nachhinein mitbekommen hat.

„...weil wir nicht mehr anders können.“ hatte sie geschrieben. Wie lange braucht ein Mann, eine Frau, um an diesen Punkt zu gelangen? Und zu bleiben. Zu gehen. Oder irgendwo dazwischen hängen zu bleiben. Wartend, dass jemand anders, dass das Schicksal ihn oder sie anstößt, um sagen zu können: Das war nicht meine Entscheidung. So ist es gekommen. Eine Naturgewalt? Das war ihr Hirnschlag. Das sind seine Tränen, seine Träume und Albträume, seine schönsten und schlimmsten Erinnerungen. Nicht mehr anders können. Auch das ist eine Gewalt, die stärker sein kann als Liebe. Wieder dieses Wort, denkt er. Stark sein. Wofür? Wogegen? Die Antwort ist nicht so einfach, wie sie scheint. Viele Unglücklichen fürchten

sich vielleicht nicht so sehr davor, etwas Neues, das sich besser und schöner anfühlt, zu gewinnen, als vielmehr davor, etwas Vertrautes, wenn es auch unvollkommen und unbeschwerlich ist, zu verlieren.

Und so fährt er wieder nach Hause zur vertrauten Stille, der vertrauten Leere und den vertrauten Reden und Ausreden. Zum vertrauten Kummer, den er allein im Badezimmer sichtbar werden lässt. Alles ist wie immer – bis auf den Herzanfall, den er unter der Dusche erleidet, als er nicht mehr weinen kann. Wie in seinem Traum sackt er zusammen. Das Erkalten des Wassers auf seinem frierenden, zuckenden Körper spürend. Sein Rücken schmerzt ihn vom Fall. Er hört wieder das donnernde Klopfen an der verschlossenen Badezimmertür, das ihn an den Klang ihrer Absätze erinnert. Panisch ruft ihre Stimme seinen Namen. Das alles hört er, aber viel leiser, als es in Wirklichkeit ist. Plötzlich ist alles so leise. So weit weg. So gar nicht real. Gar nicht wichtig. Eine Naturgewalt – denkt er und sieht durch die Decke hindurch ihr Gesicht. Das Gesicht der anderen und wie es aussah, zu jenem Zeitpunkt, als er wusste, dass er bereits in Monaten und Jahren dachte und dass er nicht mehr anders kann, als sie zu lieben.

Ein Notfall. Seit langem das treffendste, das stärkste Wort, das er mehrmals hört, während er ins Krankenhaus gebracht wird. Auch dieses Wort kommt zu spät. Der Notfall hat sich nicht heute ereignet. Er hat sich heute offenbart. Und so offenbart auch er sich, nachdem er sich erholt hat. Seiner Frau. Seinen Freunden. Seinen Arbeitskollegen. Er verlässt das eigene Haus und seinen Arbeitsplatz. Sein Freund lädt ihn ein, bei ihm und seiner Frau zu wohnen, bis er etwas Eigenes – noch Unvertrautes – gefunden hat.

„Irgendwie geht’s immer weiter.“ sagt er beim ersten Abendessen zu dritt.

„Ja, irgendwie.“ Er zieht das Wort in die Länge.

„Hast Du schon etwas in Aussicht?“

„Nein, noch nicht. In Aussicht habe ich noch gar nichts.“ antwortet er bedauernd.

„Hier kannst Du jedenfalls bleiben, solange Du willst. Das ist auch gut für uns.“ Sein Freund lächelt bedeutungsvoll und zwinkert seiner Frau zu, die ihn bedeutungslos ansieht.

„Gegen die Stille.“ hören sie ihren Gast sagen.

„Wie meinst Du?“ Der Freund macht ein verwirrtes Gesicht.

„Nichts. Ich hab' nur laut gedacht.“ Im Raum wird es ein paar Sekunden still. Jeder kann seine Gedanken hören. Sagen kann sie keiner.

Geklimper von Besteck und Teller löst das Gefühl des Schweigens.

„Reichst Du mir bitte das Salz?“ sagt sein Freund schließlich. Seine Frau will die Bitte erwidern und erstarrt.

„Er weint.“ Mit einem Kopfnicken deutet sie auf den Gast.

„Um Gottes willen! Nicht doch! Denk' an Dein Herz!“ Der Freund erhebt sich umständlich vom Tisch, bleibt aber verlegen an seinem Platz stehen. „Denk' an Dein Herz!“ wiederholt er.

„Das tu' ich. Ich weine, um keinen Herzanfall mehr zu bekommen.“

Entschlossen, aber nicht beschämt, wischt er sich mit der Serviette die Tränen aus dem Gesicht. Er reicht seinem Freund das Salz, bedankt sich und verlässt die Wohnung. Ohne Erklärungen. Ohne Gewissheit. Ohne zu wissen wohin.

Orte gibt es genug, zu denen er hingehen kann. Genug Frauen, denen er sich hingeben könnte. Genug Freunde, die ihre Zeit mit ihm verbringen. Nicht aber ihr Leben. Das ist genug und doch nicht genug. Nicht genug von dem einen Menschen, der ihm all das ist.

Der Ort. Die Hingabe. Der Freund.